

David J. Schow

# DER SCHACHT

*Aus dem Amerikanischen von Michael Plogmann*

**FESTA**

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)

1. Auflage November 2006

Originaltitel: *The Shaft*

© 1990 by David J. Schow

© dieser Ausgabe 2006 by Festa Verlag, Leipzig

Titelbild und Umschlaggestaltung: BabbaRammDass

Druck und Bindung: PBtisk s.r.o, Pribram

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-86552-057-9

*Die Zeit heilt keine Wunden;  
sie glättet lediglich die Narben.*

# 1.

Chicago ist die Hölle, und in der Hölle fährt der Teufel heute Schlitten.

Boner schraubt die Spitze von seinem extrabreiten Lackstift ab. PUNK TODESSCHWADRON BONER NR. 1 malt er auf die Heckscheibe der Linie E1, quer über all die anderen Kommentare, die da schon hingekritzelt wurden.

Eine Pennerin, die man nur mit viel Wohlwollen als noch weiblich bezeichnen kann, sieht furchtsam vom anderen Ende des Wagens zu, mit Augen wie feuchte schwarze Samenkapseln und einem Körper, der nur aus Schals und abgetragenen Lumpen besteht. Sie rafft ihren Müll in den Tragetaschen zusammen und schlurft zur Tür, bevor der Typ, der die Fenster bemalt, sie bemerken und sich mit ein bisschen Gewalt aufgeilen kann. Sie müht sich verzweifelt, all ihre Taschen zusammenzuhalten und gleichzeitig den Hebel zu bedienen, der die Verbindungstür zwischen den beiden Wagen öffnet.

Boner signiert mit einem ausholenden Strich, seinem Zeichen. Die neuen Wagen der E1 bestehen aus einer Art Graffiti-resistentem Aluminium aus Japan. Filzstifte, Lackstifte, fast alles lässt sich einfach wieder abspritzen. Es ist eine Herausforderung, einen Weg zu finden, dem Fortschritt ein Schnippchen zu schlagen. Irgendwie geht das immer.

Er hat die Pennerin schon taxiert und abgehakt. Da ist null zu holen, weder Kohle noch Spaß. Genauso wenig wie bei dem Säufer, der in seiner eigenen krümeligen Kotze weggeratzt ist. Nichts Brauchbares, null Kohle. Boner registriert den Geruch von Desinfektionsmittel und erbrochenen grünen Bohnen. Das Erbrochene vermischt sich mit dem schwarzen Schneematsch, der überall auf dem Boden des

Abteils zurückgeblieben ist. Es ist nicht einfach, überhaupt noch eine Stelle zu finden, wo man hintreten kann.

Niemand benutzt die letzten Züge, wenn es sich vermeiden lässt.

Wagen für Wagen holpert der Zug über eine Weiche, und Schneeklumpen lösen sich. Boner bildet sich ein, er könne die Elektrizität fizzeln hören. Er ist stolz auf sein fluoreszierendes Werk. Die anderen ›Leck michs‹, die Banden-Symbole und die spinnwebartigen Risse in den dicken Plastikfenstern zählen alle nicht. Er nimmt seine Baseballmütze ab und schnalzt mit der Zunge.

Boner ist hager und ausgezehrt, spirrelig, mit hervorstehenden, blutunterlaufenen aquamarinblauen Augen – eine Besonderheit, die Fremde immer wieder überrascht, die bei einem Neger nun einmal dunkle Augen erwarten. Seine Frisur besteht aus millimeterkurzen ockergelb gefärbten Stoppeln, die sich gar keine Mühe geben, die zwei parallelen halbmondförmigen Narben auf seinem Hinterkopf zu verdecken: Überbleibsel eines Rituals aus der Kindheit, das er überlebt hat. Schmale Handgelenke, lange Finger, kurzgeschnittene Fingernägel bis auf den des kleinen Fingers, der spatelförmig zugefeilt ist. Sein Adamsapfel hat die Größe eines Golfballs. Trotz seiner diversen Kleiderschichten ist er schlaksig, und sein flaumiger Schnurrbart verrät Leuten, die ihn nicht kennen, dass er jünger ist, als er scheint. Zwischen den Vorderzähnen hat er kleine dreieckige Lücken. Lächelt Boner, so ist das kein schöner Anblick. Boner lächelt aber selten, wenn er seine Tour macht.

Seine bei der Prügelei aufgeplatzte Lippe schmerzt immer noch. Er kann die Mundwinkel damit nicht geringschätzig hochziehen, also blickt er unbeteiligt und starr vor sich hin. Jeder, der nicht auch so merkt, dass er sauer und schlecht drauf ist, sollte sich besser vorsehen.

Heute trägt er seine rot geschnürten Springerstiefel und eine zerfetzte Levis-Westе über einer Motorradjacke mit einem nach oben zulaufenden grünen Rückenteil. Ketten

und Nieten halten alles zusammen. Es klingelt, wenn er sich bewegt, wie ein Ozelot mit Glöckchen. *Bleib mir vom Hals, oder du kriegst was auf die Schnauze.* Auf der Jeansjacke von der Stange sind mysteriöse Zeichen aufgemalt: KILLER PUSSY. D.R.I. STONER'S EVIL. Keiner traut sich nah genug ran, um das zu lesen.

Boner ist ein verdammte übler Bursche. Er grinst bei dieser Überlegung und zieht dann eine Grimasse, als sich ein Tropfen hellen roten Blutes den Weg durch den kastanienroten Schorf auf einer Unterlippe bahnt. Seine Handschuhe sind fingerlos, deswegen tippt er mit der Fingerspitze gegen seine Lippe und mustert sein Blut dann mit zusammengekniffenen Augen, als wolle er es analysieren. Dann berührt er mit der Fingerspitze seine Zunge.

Die Welt besteht aus schwarzen Spurrillen, dunklem Schneematsch, der nach verbranntem Gummi stinkt, und einem Wind, der vom Lake Michigan herunterpfeift und die fühlbare Kälte auf zwanzig Grad unter null bringt – Temperaturen weiter fallend. Dazu die blauen Funken des Stromabnehmers in der Dunkelheit und ein Penner, der besoffen in einer Lache seiner eigenen Kotze liegt. Für Boner ist Chicago ganz schön cool.

Er kramt eine schmierige Haschpfeife hervor und setzt den Bodensatz der Messingpfanne in Brand. Seine Lungen nehmen einen vollen, kräftigen Zug, ohne sich zu verkrampfen, um die dichten Dämpfe wieder auszuhusten. Seine Pupillen flackern, sein Hirn signalisiert Entspannung.

Alles, was sich rauchen, schießen oder schniefen lässt – das ist Boners Fach. Er hat da weitreichende Geschäftsbeziehungen. Er dealt immer nur mit dem Besten, weil er dafür bekannt ist, weil er die *Connections* hat und weil man deswegen zu ihm kommt. Du brauchst irgendwas? Wenn du Boner nicht kennst, hast du verpennt. Er lächelt bei dem Gedanken, diesmal vorsichtiger. Seine Lippe verkräftet das. Die Kälte hilft und betäubt den sanft pochenden Schmerz.

Licht bricht sich auf der Eiskruste des Ortsschildes, als die

El vorbeidonnert. Nur die Einheimischen wissen, dass auf dem Schild OAKWOOD steht und dass darunter eine Bevölkerungszahl angegeben ist, die schon seit mehr als zehn Jahren nicht mehr stimmt. Boner genügt es, über Oakwood zu wissen, dass ein paar der begrünten Vorstädte dazugehören, in denen Yuppies wohnen, die sich tagsüber ihren Arsch in den Wolkenkratzern der Innenstadt platt sitzen. Hier stehen alte Häuser. Alles ist von Frank Lloyd Wright angehaucht; baumbestandene Alleen und niedliche Namen, die ein Gefühl für die Biederkeit der Jahrhundertwende zurückholen sollen. Zu viele Scheißkirchen und nicht genügend Kneipen. Oakwood ist offiziell eine trockene Gemeinde, man kann nicht einmal im Supermarkt Bier kaufen. Für Boner sehen die Getränkezeilen in den Kühlautomaten irgendwie unvollständig aus. Auf dem Stadtplan ist Oakwood ein ausgestorbenes Rechteck mit vornehmen Immobilien, das von Kneipen, Schnapsläden und Nachtlokalen völlig eingekesselt ist – die Straßen, die Oakwoods Grenzen markieren, sind eine wirkliche Trennlinie. Dein Recht zum Trinken beginnt und endet an der durchgezogenen Mittellinie. Boner hält das für einen albernem Witz. Genau wie die Geschäftsleute, denen die Alkohollizenzen rundherum gehören.

Aber irgendwer muss auch die Regale der alkoholfreien Supermärkte auffüllen, den Müll der Reichen einsammeln und dafür sorgen, dass man sich seines gehobenen Status immer bewusst sein kann, und deswegen bilden auch die Gleise der State Street El eine der vielen Trennlinien von Oakwood. Der Süden – auf der anderen Seite der Gleise – ist die Kehrseite dieser Heimstatt für die Privilegierten. Jede Gemeinde, egal, wie protzig, hat ihre Sozialwohnungsgegend. Oakwood hat die Garrison Street. Dort lebt Boner. Damit ist er direkt um die Ecke von der Oakwood High School, einer seiner Haupteinnahmequellen. Die Geschäfte laufen gut.

Er atmet eine Wolke stechenden Rauches aus und überlegt sich, dem Penner einen Tritt zu versetzen, weil er in Kürze aussteigen muss. Ein kurzer Kick, so zum Abschied. Zwei

Schritte, und er rammt seinen Stiefel hart in den Körper des Penners. Strike! Der Mann krümmt sich mit einem Grunzen zusammen. Urrgh. Kotze rinnt aus dem erschlafften Mund. Sie dampft in der Eiseskälte des Waggons. Lebt also noch! Ein Wunder, denkt Boner.

Er schreibt EAT ME mit einem silbernen Lackstift auf die Stirn des Penners und tänzelt dabei um ihn herum, damit er sich die Stiefel nicht mit Erbrochenem besudelt. Die nächste Haltestelle ist seine. Er schlurft davon.

Soweit er weiß, ist das Markieren von Pennern ganz allein seine Erfindung.

Um drei Uhr morgens ist die Haltestelle Garrison Street wie ausgestorben. Wer hätte so etwas gedacht? Das Glas der Eingangstür ist durch Industrieplastik ersetzt worden und hat bisher standgehalten, aber einer der Türflügel steht offen gegen den eisigen Wind und hängt in einer gebrochenen Angel. Irgendein frustrierter Pendler hat wieder einmal den Hörer aus dem Münzfernsprecher gerissen. Boner guckt gar nicht erst nach, ob noch Wechselgeld zu holen ist. Warum sollte er? Er hat mehr als fünfhundert in bar in der Tasche, hübsche neue Hunderter.

Niemand schläft in dieser Nacht im Schutz der Haltestelle. Leichen Erfrorener liegen auch keine herum.

Boner saugt das letzte Fünkchen Leben aus seinem Haschrümel und verstaubt die Pfeife dann wieder. Ihre Wärme strahlt durch die Tasche. Er trägt die Pfeife immer in der linken Tasche seiner Levis. In der rechten trägt er sein mexikanisches Klappmesser, ein weißer Knochengriff mit einem zwanzig Zentimeter langen, auf beiden Seiten angeschliffenen Vampirzahn. In der oberen Tasche sind sein silberner Kugelschreiber und das Zippo. Seinen Gürtel zieren mehrere Dutzend Schlüssel an einer Kette und die Schnalle für eine Gürtelgeldtasche mit Reißverschluss und Harley-Flügeln. Und am verlängerten Rücken unter der Kleidung trägt er noch ein großes Survivalmesser aus Armeebeständen. Irgendwo in dem ganzen Leder ist auch ein Stahldraht mit

Ringgriffen. Seine verspiegelte Sonnenbrille hängt jetzt in einem Knopfloch. Boner trägt genug Metall an sich, um einen Flughafendetektor mehr als einmal durchbrennen zu lassen.

Abgesehen von den fünfhundert in bar enthält Boners Bikerbrieftasche noch einen hervorragend gefälschten Ausweis aus Illinois, drei Visitenkarten von Anwälten für Notfälle, eine American-Express-Karte von seinem Boss aus dem gleichen Grund und ein paar Fotos. Hier ist Cynder, die ihm einen ablutscht (von oben aufgenommen, die Brennweite ist falsch eingestellt). Hier spreizt sie ihre Vagina für die Kamera. Und hier hat sie sich eine Weinflasche in die Fotze gerammt und fickt das Gemisch aus Whiskey und Kokain, das sie überhaupt erst so gut aussehen lässt ...

Ein Schnappschuss: Boner, der allein durch meterhohe Schneeberge zu dem Haus an der Garrison Street stapft. Zu lange gefeiert. Er ist müde und muss dringend pinkeln.

Das Gebäude besteht aus vier Stockwerken verwittertem roten Backstein. Obendrauf eine Haube aus dreieckigem Schnee. Dicke trübe Eiszapfen umgeben den Osteingang. Über der Tür deutet ein vager Schatten gerade noch den dort eingemeißelten Namen an: KENILWORTH ARMS.

Boner macht sich keine Gedanken um Schlüssel. Die Tür ist meistens offen. Scheiß auf Sicherheit. Im Foyer ist es auch nicht wärmer als auf dem Asphalt der Garrison Street, klamm und kalt wie die Eier einer Leiche. Er sieht die auf Klebestreifen geschriebenen Namen über den Spalten der demolierten Briefkästen, aber nicht über seinem. Er bekommt keine Post.

Direkt vor ihm liegt ein loses Ende muffigen Teppichs im engen Treppenhaus. Er ist grau bis auf einen großen roten Fleck auf der zweiten und dritten Stufe, der wie Blut aussieht. Boners Stiefel hinterlassen auf dem ganzen Weg bis in den zweiten Stock deutlich sichtbare Abdrücke.

Hinter ihm pfeift der Schneeregen durch die halb offene Haustür herein und gibt diesen seltsamen Heulton von sich, den er nur in den Nachtstunden hat. Das alte Gebäude

stöhnt und ächzt. Boner stellt sich vor, in einem alten, entkräfteten Dinosaurier herumzulaufen, der sich endlich zum Sterben niederlegt. Zurzeit wird das Haus von einem ausländischen Hausmeister verwaltet, an dessen winziger Bürotür im Erdgeschoss »Gebäudeverwalter« steht.

Er hört Wasser tropfen.

Der uralte Kenilworth-Aufzug ist holprig, eng und alles andere als sicher. Er sitzt jetzt schon seit Wochen im zweiten Stock fest und stinkt nach Lysol und Katzenpisse. Aber vom zweiten Stock müsste man sowieso den Rest zu Fuß gehen. Das Treppenhaus war nicht von Anfang an so in dem Gebäude angelegt, die Treppen scheinen nachträglich eingebaut; sie sind zu eng und zu steil. Boner kann auf beiden Seiten die Wände berühren, als er die Treppen hochgeht. Eine fette Person würde hier gar nicht hochkommen. Die billige Farbe, die lieblos auf die Wände geklatscht worden ist, ist grau durch all die Hände vor ihm.

Wenn er im zweiten Stock den Gang herunterblickt, kann Boner sehen, dass die Aufzugstüren einen Spalt weit offen stehen. Die 40-Watt-Birne im Aufzug ist durchgebrannt oder – was wahrscheinlicher ist – zerschlagen worden.

Und noch eine enge Treppe hinauf. Boner wohnt oben, im Dritten.

Auf der anderen Seite der verbeulten Aufzugstür im dritten Stock steht ein kleines Tischchen mit einer Kaffeekanne, in der ein paar staubüberzogene Plastikblumen stehen. Der ovale Spiegel darüber ist wundersamerweise noch ganz. Hier oben stöhnen die Dielenbretter wie inkontinente alte Männer, die sich schmerzhaft FÜRZE abpressen. Aus Fernsehern dröhnt hirnloses, endloses Geschwätz, mitten in der Nacht die Versprechen von unglaublich günstigen Gebrauchtwagenangeboten. Im hinteren Teil des Flurs ist eine Glühbirne defekt. Boner durchschreitet die dunkle Passage und geht dann rechts an einer Reihe von Eisboxen in Kopfhöhe vorbei, die in die Wand eingebaut sind. Die meisten davon sind vernagelt. Die eine oder andere lässt sich immer noch öffnen und

schließen. Sie wurden zu einer Zeit gebaut, als der Eismann noch seine Lieferungen machte. Dank dieser Klappen musste er nicht die gewaltigen tropfenden Blöcke über das wertvolle Küchenlinoleum schleppen.

Die Eisboxen haben schon lange keine Funktion mehr. Keiner hat hier noch Linoleumböden.

Weil das Kenilworth so oft umgebaut worden ist, weicht die Verteilung der Zimmer deutlich von den ursprünglichen Bauplänen ab. Heute ist es ein chaotisches Durcheinander von »Studios« und »Einliegerwohnungen«, durchzogen von vernagelten Durchgängen, Fenstern, deren hochgezogene Jalousien den Blick auf Bretter oder Ziegelsteine freigeben, und Innenwänden, die plötzlich unerwartete Winkel und Ecken haben. Boner muss zwei Türen aufschließen, um in 307 zu gelangen. Die erste besteht aus dünnem Sperrholz, Jahrzehnte jünger als die ursprünglichen Kassettentüren des Hauses. Sie führt auf etwas hin, das früher einmal der Flur eines großen Einzimmerappartements war. Wenn man sie öffnet, dann versperrt die Tür die kleine Öffnung völlig. Boner muss sich um sie herumzwängen und sie schließen, bevor er weitergehen kann. An jedem Ende des Flurs ist eine weitere Tür, gesichert mit einem klobigen Knaufschloss, das nicht mehr als Zierrat ist. Boner kann das mit einem Kamm knacken. Hinter der entfernteren Tür lebt eine mollige, agile Frau, die Katzen hält und, wie Boner vermutet, einen Teilzeitjob als Telefonistin hat. Es hat ihn nie genug gekümmert, um sie zu fragen. Was würde das bringen? Wie für die meisten anderen auch, ist das Gebäude für ihn nur ein Zwischenstopp. Von hier aus ziehen die Leute entweder in eine bessere Gegend weg oder sie verschwinden im fernsehgrauen Nichts.

Boners Nachbarin hatte die Hälfte des ehemaligen Appartements bekommen, dort, wo mal die Küche war. Er bekam die Hälfte mit dem Badezimmer. Nicht der schlechteste Deal. Was ihr als Badezimmer zur Verfügung steht, ist wahrscheinlich ein grässlicher Behelf, und Boner kann Kochen sowieso nicht ausstehen. Statt einer Küche hat er einen zusätzlichen

Abstellraum. Bei den großen Eckfenstern, von denen er einen Ausblick auf die Kreuzung zwischen der Garrison und der Kentmore Avenue hat, steht zu vermuten, dass zu seinem Teil der Wohnung auch das ursprüngliche Wohnzimmer gehört.

Er muss Gewalt anwenden, um seine eigene Wohnungstür zu öffnen. Sie klemmt heute noch mehr als gewöhnlich – so als ob der Rahmen beschlossen hätte, sich überall ein paar Zentimeter zusammenzuziehen.

Innen klickt der Lichtschalter, aber nichts passiert. Fergus, der Hausmeister – oder eben »der Gebäudeverwalter« – hat wieder herumgebastelt und zu viele Geräte auf einmal angeschlossen. Der Sicherungskasten ist im untersten Flur, vor dem Waschkeller. Das ist schon so häufig passiert, dass Boner sich gar nicht mehr richtig aufregt, und bevor er das Licht wieder in Gang bringt, muss er erst einmal pinkeln. Boner glaubt, dass das Dope seine Blase schrumpfen lässt. Müsste so ungefähr die Größe einer Schachtel Luckies haben.

Im Bad stinkt es. Wie Ammoniak oder kalter Hamburger – wie verstopfte Toilette. Klasse! Wenn die Abflussrohre zugefroren sind, dann müssen die Eisklumpen mit Schneidbrennern aufgetaut werden. Wenn die Abfluss- und die Elektroprobleme zusammenhängen ... dann, ja dann könnte dieser ganze Zunderhaufen morgen der Vergangenheit angehören. Ein gutes altes Feuerchen würde bestimmt jedermanns Arsch anheizen.

Boners aquamarinblaue Augen passen sich der Dunkelheit an, als er sich um die Ecke tastet. Die Fensterflügel auf der anderen Seite des Zimmers sind matte weiße Rechtecke, von hinten durch die Kombination von Straßenlaternen und angestrahlem Schnee erleuchtet. Boner kann schattenhaft die Umrisse seines Betts sehen, seiner Ankleidekommode, seines Ghettoblasters und sogar den des kompakten kleinen Radiators, der an eine zurzeit nutzlose Steckdose angeschlossen ist.

Im Badezimmer herrscht ein silbriges, diffuses Licht. Boner weiß, dass das Fenster neben der Badewanne nicht nach draußen führt. Das Licht, das er sieht, ist ein Nachflimmern,

so wie das Hintergrundflackern eines Blitzlichts, aber schwach und kalt mit einem organischen Anklang, der ihn erst an tote Glühwürmchen und dann an Geister denken lässt.

Boners Blase schreit nach Erleichterung. Er zieht den Duschvorhang zur Seite und holt seinen Freudenspender hervor. Er wird in die Badewanne pissen, damit er bei dem schlechten Licht nicht die Toilettenschüssel verfehlt. Nach unten sehen; er kann seinen gebogenen Pissestrahl nur erahnen.

In der Badewanne ist es sogar noch dunkler, als sei sie mit schwarzem Wasser angefüllt. Boner überlegt, ob es das ist, was so sehr stinkt. Er stellt sich den größten Scheißhaufen der Welt vor, dunkelrot-schwärzlich, der in seiner Badewanne liegt und so heftig vor sich hin stinkt, dass die Fenster davon beschlagen. Und als größter Scheißhaufen der Welt liegt er da und wartet vielleicht darauf, dass man ihn fotografiert. Boner denkt wieder an seine Polaroids.

Er kichert. Während sein Lachen noch von den Badezimmerfliesen wiederhallt, regt sich etwas schnell und heftig in der Badewanne. Einer von Boners Fingern wird zusammen mit der Spitze seines Schwanzes abgebissen und verschluckt.

Boner fällt hintenüber. Pisse und jetzt auch Blut spritzen weiter, seine Beine haben sich in seinen heruntergelassenen Jeans verfangen. Der Amputationsschmerz setzt ein. Der Arm, mit dem er versucht, sich wieder aufzurappeln, wird von einem Maul ergriffen, das den Umfang und die ovale Form eines Footballs hat. Nadelspitze Fänge durchtrennen die Sehnen seines Handgelenks, gleiten zwischen die kleinen Knöchelchen und treffen mit dem Sirren einer silbenen Rasierklinge wieder aufeinander. Mit dem Arm voran wird Boner zu der Badewanne zurückgezerrt, sein Schlüsselring klimpert, Blut strömt die Innenseite seines Ärmels hinunter. Er kann das Blut nicht sehen, aber er kann es spüren. Sein Schwanz fühlt sich an, als sei ein Eispickel hindurchgerammt worden. Und noch mehr Blut. Er erinnert sich an die frische

Kotze des Penners, wie seine Körperwärme sie zum Dampfen brachte, als sie aus ihm herauslief.

Boner hat nicht sehr viel Zeit, um diese Empfindungen auseinanderzuidividieren. In fünf Sekunden wird er tot sein.

Seine Stiefel treten heftig genug gegen die Wand, um die Leute im Erdgeschoss zu wecken. Noch bevor er seinen ersten Schrei ausstoßen kann, wird sein Gesicht von etwas Kaltem, Samtweichem und Blasigem verschluckt, in zentimeterdicken glitschigen Schleim eingefasst. Sein letzter Gedanke gilt dem Gelee, das um Frühstücksfleisch herum ist. Das riecht auch nicht so besonders. Boner wird eingesaugt.

Danach ist alles kinderleicht.

## 2.

Die Fensterscheiben des Greyhound-Busses bestanden aus einer Art stabilem Plastik. Kratzspuren bildeten ein dreidimensionales Muster, in dem sich die vorbeiziehenden Lichter der Städte brachen und Regenbogeneffekte erzeugten. Zurzeit waren die Straßenlaternen anonymer Städte spärlich gesät. Der Mond schien in dieser Nacht nicht, und hinter den Fenstern war es tiefdunkel.

›Nein.«

Jonathan streifte sich seine Ohrstecker herunter. Er mochte es nicht, Musik zu unterbrechen, wenn sie noch nicht zu Ende war, aber er war in eine Art Trance verfallen, und jetzt pochten seine Ohrmuscheln. Das Bedauern, das er empfand, als er auf die STOP-Taste drückte, war banal, aber ehrlich. Tangerine Dream hörten mitten in einem Akkord auf zu existieren. Jonathan hatte die Batterien des Walkmans schon mehrfach hin und her getauscht. Lange Fahrt, kein Ersatz, schlechte Planung. Wenn man schon mit den Batterien haushalten muss, dann sollte man wenigstens wach bleiben, um die Musik zu genießen.

Die Fahrtgeräusche des Busses dröhnten ihm in die Ohren,

ungedämpft und laut. Sie fuhren öde neunzig Kilometer pro Stunde auf der LKW-Spur. Die Leselampe über Jonathans Kopf war aus, und kein anderer der Mitreisenden wollte so spät noch etwas anderes. Der Fahrer war ein Roboter, einer dieser professionellen Mittelstreifencowboys, der nicht eine Silbe von sich gab, bis auf seine heruntergeleierte Begrüßungsansprache darüber, was man alles in einem Greyhound-Bus nicht tun darf.

Es gab jetzt nichts anderes mehr: nur die Nacht und die Dunkelheit und die Zeit und der Lärm des Busses und Jonathan, ganz allein.

›Nein.«

Er erinnerte sich an das letzte Mal, als er mit Amanda geschlafen hatte: ein Abendessen mit Wein. Sie waren beide nach einem Arbeitstag immer sofort todmüde. Sie hatten sich eine Stunde lang aneinandergekuschelt, dann waren sie langsam in den Schlaf abgedriftet. Er glaubte sich vage zu erinnern, dass er sie ausgezogen hatte. Irgendwann nach Mitternacht war er erwacht und hatte begonnen, sie zu streicheln. Der Ablauf war schon fast zu einem Zeremoniell geworden. Er tastete sich herunter, drehte sich auf die Seite und schob ganz vorsichtig den Zeige- und Mittelfinger zwischen ihre Beine. Amanda schlief tief und fest auf dem Rücken – etwas, das Jonathan nie gelingen würde –, und er war in einer Position, in der er genau den Ablauf ihrer gleichmäßigen Atmung verfolgen konnte, sogar ihren Herzschlag. Er begann mit einem sanften Rhythmus und rieb sie, wobei er seinen Speichel als Gleitmittel benutzte. Er streichelte sie ungefähr eine halbe Stunde lang an der Peripherie ihrer Wahrnehmung, bis er merkte, dass sie aus dem Tiefschlaf in ein dämmriges Dösen überging.

Seine erste Belohnung war das leise Stöhnen, das ihr entfuhr, und die Art, wie ihre Beine zwischen den kühlen blauen Laken auseinanderglitten, um ihm einen besseren Zugang zu verschaffen. An diesem Punkt wurden der Druck und das Tempo wichtig.

Ihre Klitoris straffte sich zwischen seinen Fingern, schwellte an, fest und aufragend, als sie begann, ihm mit schläfrigen, wogenden Bewegungen entgegenzukommen. Weitere fünfzehn Minuten vergingen. Jonathan beobachtete, wie die Digitaluhr einen neuen Zyklus begann, als Amanda von einem diffusen, halb verschlafenen Orgasmus geschüttelt wurde.

Jetzt hatte sich sein Finger einen Weg ins Innere gebahnt, und er hielt den Rhythmus mit seinem Daumen. Er fühlte ihre Kontraktionen – zuck, zuck, zuck –, das vertraute Flattern in dem Kanal, den die Vaginalmuskeln bildeten. Er sah, wie ihre Finger in die Laken griffen, sich verkrallten und dann wieder entspannten, als post-orgasmische Hitze ihre Glieder erwärmte. Ihre Finger, ihre Zehen, ihre Stirn waren jetzt fiebrig, der Körper keuchte nach Luft. Als sie sich jetzt herumrollte, das eine Bein angewinkelt, war sie so nass, dass Jonathans Finger kaum noch die Reibung ihrer rotierenden Vagina spürten.

Seine Erektion war kaum noch zu ertragen. Er dirigierte ihr Hinterteil ein wenig höher. Sie war wach genug, um ihn dabei zu unterstützen. Gerade mal so eben. Sie bog den Rücken durch.

›Ich weiß nicht, warum mir das so gut gefällt‹, hatte sie ihm vor langer Zeit gesagt. Bevor sie zusammengezogen waren, damals, als es noch undenkbar war, sich nicht ausnahmslos jede Nacht das Hirn aus dem Kopf zu vögeln. Jedes Mal, wenn sie das sagte, und sie sagte es fast jedes Mal, dann war es auch ein Eingeständnis ihrer Schuldgefühle. ›Ich weiß nicht, warum ich das so mag. Es ist nur ... Es ist nur ...‹ Meistens ging das dann in unartikulierte Zischlaute über.

Amanda liebte es, wenn man von hinten in sie eindrang – das Rückgrad durchgebogen, das Gesicht an die Matratze geschmiegt, die Hände vor sich und ihr toller Arsch vorwitzig in die Luft gestreckt, ihrem Lover entgegen. Sie konnte nie sagen, warum sie diese Position allen anderen vorzog. Es war eine Sache des Gefühls, nicht der Logik. Vielleicht weigerte sich ihr Verstand auch einfach nur, die Sache zu analysieren.

Manchmal war es Jonathan möglich, einige Gründe zu finden, die teilweise etwas damit zu tun haben konnten: Der angenehm besitzergreifende Griff seiner Hände auf ihren Hüften; das sehr tiefe Eindringen; der bessere Rhythmus, der sich daraus ergab, dass er direkt in sie hineinstieß statt schwer von oben auf sie herab. Und trotz all dem behandelte Amanda das wie eine besonders verdammenswerte Form von Lustempfinden. Vielleicht hatte Mama ihr gesagt, das sei etwas, was brave Mädchen nicht tun. Oder noch schlimmer, vielleicht hatte Amanda sich das selbst gesagt.

Jonathan hatte nie verstanden, wem gegenüber Amanda sich schuldig fühlte. Sie hatte eine Position gefunden, die sie wirklich befriedigte. Tausende andere suchten vergeblich danach.

Daran dachte er, während er in sie hineinglitt, die ersten Zentimeter, auf denen er kaum einen Widerstand überwinden musste. Das Letzte, mit dem er jetzt gerechnet hatte, war ihre Stimme. Amandas Stimme, benommen, aber sich zur Klarheit zwingend, die ›Nein‹ sagte.

Amanda liebte es, in einem Zustand absoluter Geilheit aufzuwachen. Er machte sich nicht ihre Verletzbarkeit im Schlaf zunutze, ganz bestimmt nicht. Verdammt noch mal nicht! Wenn sie das auch nur gedacht hätte, hätte sie dem schon sehr viel früher ein Ende gesetzt. Sie hatte sich mindestens genauso oft auf Jonathan gestürzt und ihn im Halbschlaf gevögelt. Öfter sogar. Kurz vor dem Morgengrauen war einfach eine von beiden bevorzugte Zeit für die Liebe. Man hatte da eine angenehme Knautschzone des Schlafes vor- und hinterher und den ruhigen Schlaf der Befriedigten.

›Nein.‹

In der letzten Zeit waren ihre Bettspiele seltener geworden, beiläufiger, manchmal fast eine Art resignierter Pflichterfüllung.

Er war, wie er jetzt sah, ein Idiot gewesen.

Und so saß er jetzt hier und fuhr mitten in der Nacht in einem Greyhound nordwärts, mit einer gewaltigen Erektion,

die sich gegen die Knopfleiste seiner 501 presste ... und mit leeren Batterien. Er war der Dunkelheit dankbar, die der öffentlichen Peinlichkeit entgegenstand. Er war aber nicht dankbar für die Nacht, die ihn endlos an die letzte Nacht denken ließ, an der er mit Amanda geschlafen, aber nicht mit ihr gevögelt hatte.

Es war die Nacht gewesen, in der Jonathan gehofft hatte, dass sich ihr gemeinsames Leben wieder in die alten Bahnen lenken ließ.

In dieser Nacht war es kein Höllenmahl gewesen, wie er mittlerweile die steifen gesellschaftlichen Ereignisse getauft hatte, auf die ein gemeinsames Ausgehen in der letzten Zeit immer hinausgelaufen war – ein größtenteils geschmackloses Essen, untermalt von kopfschmerzerzeugenden Schweigeminuten und überhöflicher Nichtkommunikation. Nein. In dieser Nacht waren die Dinge hervorragend gelaufen. Keine Streitereien, so gut wie keine spitzen Bemerkungen. Amanda hatte sogar ein- oder zweimal laut aufgelacht, und der Gedanke schmerzte, dass er vielleicht dafür verantwortlich war, dass das Lachen aus ihren Augen verschwunden war.

Zurück in ihrer Wohnung hatte er ihr ein heißes Bad mit einer Menge Öl und Badeschaum eingelassen. Sie ließ sich bis zur Nasenspitze hineingleiten und schmorte dort für eine halbe Stunde. Sie tauchte nur einmal auf, um ihn mit einem Mund voll weißen Cabernets zu küssen. Als sie von der Badewanne in die Dusche ging, leistete er ihr Gesellschaft. Sie seiften sich ein, wie sie es früher immer getan hatten, und sie schlüpfte als Erste heraus, um die CD in der Anlage im Wohnzimmer zu wechseln. Er kam in einer Dampfwolke heraus, in ein Handtuch gehüllt. Sie trug ihren blauen Lieblingskimono, ihr Haar lose und feucht und wild durcheinander. Der Saum des Gewandes strich über den Boden, aber die Konturen, die von dem glatten, geschmeidigen Stoff betont wurden, waren fast zu verlockend, als dass sie ein sterblicher Mann ertragen konnte.

Sie waren müde. Zumindest bedeutete das einen Waffen-

stillstand. Sie bedeutete ihm, sich auf den Bauch zu legen, auf die kühlen blauen Laken, und dann setzte sie sich rittlings auf ihn und massierte die Verspannungen in seinem Rücken mit starken und erfahrenen Fingern. Ihr fester Venushügel bewegte sich aufreizend auf seinem Hintern. Danach massierte er sie. Sie hatte eine leichte Form von Marfans-Syndrom, einem Mangel an Gelenkschmiere. Dadurch hatte sie permanente Beschwerden. Sie konnte mit all ihren Knochen knacken wie ein LKW-Fahrer mit seinen Fingergelenken. Meistens schmerzten ihr die Schultern und Hände. Jonathan befürchtete die ersten Anzeichen von Arthritis. Noch zehn Jahre, und ihre Gelenke würden rheumatisch anschwellen.

Für sie war es eine Form der Zärtlichkeit, ihn zu massieren, eine Form von ›ich liebe dich immer noch, trotz unserer Probleme‹. Für ihn kam es bei der Massage darauf an, welche Stellen er massieren musste und wie hart er jede Stelle anfassen musste, weil sie dort Schmerzen hatte.

Hinterher waren sie eingeschlafen, in die Arme des anderen eingekuschelt, und jemand, der sie nicht kannte, hätte vermutet, dies seien zwei Leute, die sich liebten.

Bis Jonathan zur Hälfte in sie eingedrungen war, leicht in die Umarmung der feuchten Umschlingung ihrer Möse geglitten war. Bis sie ›Nein‹ sagte.

›Nein. Jon. Nicht. Es tut weh.‹

Er zog sich zurück und hielt inne. Er rang mit sich, um sie nicht trotzdem zu nehmen, weil er sie in diesem Moment so heftig beehrte. Er schob mit seinen Fingern ihre Schamlippen auseinander und versuchte es erneut. Es gab keinen Widerstand. Sie war tropfnass.

›Nein.‹

Sie war zurückgezuckt und hatte sich ihm entzogen. Es war eine deutliche physische Zurückweisung. Sie wollte nicht sagen, dass ihr diese Stellung wehtat. Das war kein ›Nicht jetzt, aber in einer Minute‹.

Jonathan machte sich von ihr los und fühlte einen Tropfen

Feuchtigkeit auf seiner Wange. Sein Schwanz hatte arglistig einen Tropfen ihrer Feuchtigkeit direkt in seine Gesicht gespritzt. Das war beinahe symbolisch.

Amanda hatte ›Nein‹ gesagt. Punktum.

Und Jonathan hatte plötzlich eingesehen, was für eine lächerliche Figur er doch machte. Ein alberner Mann auf seinen Knien mit einem Ständer, der in die Luft ragte wie ein Cruise-Missile, das sein Ziel verloren hat.

Damals nutzlos und heute immer noch.

Der Sitz des Greyhounds war klassisch, glatt geschleuert wie ein Türknauf, der schon Millionen von schmierigen Händen gesehen hatte. Der Geruch von Desinfektionsmitteln hing in der Luft des Passagiertraumes. Es erinnerte Jonathan immer wieder an den Waschraum einer Bar in Mexiko. Heruntergekommener Schuppen. In einem anderen Leben hatte er da eine unangenehme halbe Stunde verbracht und die ganze Zeit in das große Porzellan-Megaphon gereihert. Seit diesem Ereignis verzichtete er auf harten Alkohol. Nein danke. Gerade mal ein wenig Wein oder Bier mit Zitronensaft zum Essen. Amanda hatte zur Entspannung Dope geraucht, seit er sie kannte. Jonathan hatte festgestellt, dass er, wenn er genug rauchte, um davon benommen zu werden, zuerst aggressiv und dann hundemüde wurde und dass er daraufhin die nächsten anderthalb Tage mit einer wunden Kehle herumlaufen würde. Ihn interessierten die verschiedenen Techniken auch nicht – Hasch, Bongs, Joints. Amanda war eine Gelegenheitstäterin, sie nahm Drogen, weil es ihr gefiel, unregelmäßig und in Gesellschaft. Kokain zum Beispiel schnupfte sie nur auf Partys. Jonathan fand es eigentlich in erster Linie abstoßend, sich Pulver in die Nase zu ziehen, um in Stimmung zu kommen. Die Droge, auf die er stand, war Koffein, zusammen mit dem anderen weißen Killerstaub, Raffinadezucker. Kaffee törnte Jonathan an.

Dope rauchen half Amanda, einige der Blockaden abzubauen, die sie grundsätzlich ihrer eigenen sexuellen Lust in den Weg stellte. Sie kam nur ganz schwer zum Orgasmus; es

erforderte sehr viel Zärtlichkeit und eine Menge Geduld bei beiden Partnern. Die meisten der Männer in ihrer Vergangenheit hatten sich einen Dreck darum geschert. Deswegen war Amanda in dem Glauben aufgewachsen, sie sei frigide oder irgendetwas anderes stimmte mit ihr nicht. Sie schien am zufriedensten, wenn sie sich und ihre Partner dafür verantwortlich machen konnte, und den Rest der Welt gleich dazu.

Das ist nicht mehr fair, schalt sich Jonathan selbst. Man muss sie nicht auch noch damit provozieren, dass man ihr erklärt, wie sehr sie es liebt, Opfer zu sein. Das zeugt nun nicht gerade von Einfühlsamkeit.

Als Amanda damit begann, vor dem Sex immer einen Joint zu rauchen, war der Niedergang ihrer Beziehung nicht mehr zu übersehen.

Ungefragt marschierte eine Anzahl von Bildern aus der Vergangenheit durch seinen Kopf. Die meisten davon Lappalien. Die Art, wie sie ihn im Supermarkt spielerisch an den Hintern fasste, oder auch nur, wie sie ihm sagte, was für einen knackigen Arsch er habe. Diese winterliche Fahrt nach Birmingham, bei der sie eine verückte, hitzige Diskussion darüber hatten, nach welchen Kriterien man Filme beurteilen musste – während seine Hand in ihrer Leinenbluse steckte und ihre Brustwarzen stimulierte. Oder wie Amanda sich grinsend wie ein Derwisch um vier Uhr morgens über seinen Schwanz hermachte – während eines Nachtfluges nach Los Angeles. Das Fummeln und Kichern in der Umkleidekabine im Einkaufszentrum. Die erotischen Anrufe während der Arbeitszeit. Der Verkauf von Computergehäusen regte Jonathans Sinn für Romantik eigentlich nicht an. Der eine Abend, an dem er frustriert nach Hause gekommen war – er hatte zwei Tage später gekündigt – und Amanda in seinem Bett vorfand, in dem atemberaubendsten schwarzen Spitzennachthemd, das man sich vorstellen konnte. Die Art, wie sie gelächelt und gesagt hatte: ›Jonathan? Würdest du mir einen Gefallen tun ...?‹

Sie waren kurz darauf zusammengezogen.

Er schreckte auf. Der Bus. Dunkelheit. Er hatte völlig die Orientierung verloren.

Es war natürlich nicht nur der Sex. Er kam nur immer wieder darauf zurück, weil der Sex zwischen ihnen so verdammt gut gewesen war und weil es schon so ewig lange her war, dass Sex mit ihr eine Art von Liebemachen gewesen war. Zurzeit hatte er einen solchen Nachholbedarf, dass er den Kopf verlor, sobald eine hübsche Kellnerin auch nur in seine Richtung blickte.

Es war nicht der Sex. Es war nicht etwas Bestimmtes. Es war ... es war alles so verdammt kompliziert, so miteinander verwoben ... Wenn man einen einzigen Auslöser für die ganze Misere dingfest machen wollte, dann würde das alles trivialisieren, was er mit Amanda geteilt hatte. Und gerade jetzt hatte Jonathan auch noch mit höllischen Kopfschmerzen zu kämpfen. Es war, als würden in seinem Kopf gewaltige Baumstämme aufeinanderprallen. Die Schmerzen durchzogen die ganze linke Seite seines Kopfes und ließen sein Auge tränen und die Nase tropfen. In seinen Augenbrauen hatten sich Schweißperlen gebildet. Der Schmerz war überwältigend, und man konnte ihn nicht mehr wegmeditieren. Es war Zeit für Exedrin.

Er zog seinen Rucksack über den leeren Sitz zu sich heran, öffnete die größte Tasche und zog eine halb volle Mineralwasserflasche heraus, die immer noch Kohlensäuren enthielt. Er hatte noch einen Apfel und ein paar trockene Kekse übrig, irgendwo zwischen den Kassettenhüllen und dem anderen Krimskrums in dem Rucksack – seinem Nikon-Plus-Fotoapparat mit einem Farbfilm von tausend ASA, seinem Kulturtäschchen, dem Adressbuch und dem Brillenetui, das seine dunkle Pilotenbrille schützte. Der Drehverschluss der Flasche machte pschttt. Er schluckte drei der weißen Pillen trocken hinunter. Die vierte blieb stecken. Er hielt die Flasche an die Lippen und fühlte, wie sich die Tablette in seiner Kehle auflöste. Er versuchte sich zu entspannen, mit geschlossenen Augen.

Nichts zu machen. Es war alles so verdammt schief gelaufen. Es war alles so kompliziert geworden. Es gab so viele A's und O's, dass man daraus einfach keine nette kompakte Anfang-bis-Ende-Geschichte mehr machen konnte.

Einmal hatte er Amanda tagsüber bei der Arbeit angerufen. Nur um in Kontakt zu bleiben, um ihre Stimme zu hören, um zu fragen, wie es ihr ging.

›Schwanger.« Sie hatte es einfach so gesagt, mit Vorbedacht, und hatte dann aufgelegt.

Danach kam dann der Streit. Unheil bringend, aber noch in zivilem Rahmen, hatte es mit einem Gespräch über Abtreibungen, Gehälter und Machbarkeiten begonnen. Es endete mit hochtrabenden Bemerkungen über das Reifen einer Partnerschaft zwischen zwei Menschen.

Amanda weinte die meiste Zeit. Jonathan glaubte, er hätte die Oberhand behalten.

Er hatte verloren.

Sie war hartnäckig, clever und einfallsreich. Es ärgerte Jonathan immer wieder, dass sie anscheinend den Sinn ihres Lebens darin sah, das, was einzigartig an ihr war, zu unterdrücken und sich der Allgemeinheit anzupassen, zu dem zu werden, was sein guter Kumpel Bash »die Arschgesichter« getauft hatte.

Nach Bashes Definition waren das: Leute, die sich Sex-TV ansahen und im *Silver Bullet* herumhingen. Leute, die wahllos Kinder in die Welt setzten und davon faselten, dass sie mal was für ihre Figur tun müssten. Leute, die daran glaubten, dass ein Lotteriegewinn alle ihre Probleme lösen würde. Leute, für die Lebensqualität ein größerer Wagen war. Leute, die darauf vertrauten, dass Gott schon alles richten werde, dass er ihre Fehler ausbügeln und ihre ganze Existenz verbessern würde, weil sie selbst zu faul dazu waren. Exporttrinker. Der Geist des Pöbels, die Durchschnittsspießer, die geistig minderbemittelten Klassen. Die Art guter Bürger, die bei der richtigen Gegebenheit zu Brandstiftern werden.

Die Arschgesichter.

Amanda war anders erzogen worden. Sie hatte immer Kinder haben wollen. Aber zu viele Geburtstage waren an ihr vorbeiparadiert, und sie konnte Mutterschaft langsam nicht mehr als vage Irgendwann-aber-nicht-jetzt-Idee abtun. Sie verrannte sich in eine ausweglose Panik. Jonathan dachte eine Weile ernsthaft darüber nach, für ein kleines Etwas den Daddy zu spielen. Er war schockiert, als ihm aufging, dass er Kinder gar nicht so sehr verabscheute, wie er immer geglaubt hatte. Die menschlichen Wesen im Miniformat hatten sogar etwas für sich.

Aber er stellte fest, dass sie am meisten für sich hatten, wenn sie jemand anderem gehörten und man sie sich freiwillig ansehen konnte, nachdem die unangenehmen Dinge herausgefiltert waren.

Zu viele Freunde betonten zu übereifrig, dass sich alles veränderte, sobald man ein Kind bekam. Was nicht verwunderlich war. Jonathan spürte die Solidarität der Gefangenen, die ihn zu sich herüberziehen wollten. Er fragte Amanda, warum das so war. Ihre Antwort war deutlich ausgefallen, dogmatisch: ›Weil Leute das nun einmal tun.‹

Das war nicht genug, nicht für Jonathan, der nicht daran glaubte, dass man Familien mehr oder weniger zufällig gründete. Er war wie ein Forscher, der auch nicht freiwillig ein Lager aufschlägt, sondern nur, weil er Schutz braucht.

Aber das reichte Amanda nicht.

Sie hatten beide in dem Jahr nicht besonders verdient, und Amanda hatte abtreiben lassen. Jonathan fragte sich, ob sie ihm die Mittäterschaft daran jemals verzeihen würde.

Amanda fand ein graues Haar, und dann noch eines. Und dann den einen oder anderen Streifen auf ihren Schenkeln. Jonathan bemerkte Krampfadern an seinen eigenen Beinen, aber er sagte nichts davon. Für Amanda tickte da eine Zeitbombe vor sich hin. Die Frage, ob sie tatsächlich einen Makel im Spiegel gefunden hatte, war danach müßig. Wenn er es bemerkte, verletzte er sie damit. Wenn er so tat, als bemerke er es nicht, fühlte sie sich vernachlässigt. Und wenn

er gar nichts tat und versuchte, neutral zu bleiben, dann klagte sie ihn wortlos umso deutlicher an.

Sie lächelte nicht mehr. Sie legte sich ein automatisches Abwehrsystem für alles zu, was Jonathan vorschlagen konnte. Sie hob Schützengräben für eine lange Belagerung aus. Das verbitterte Jonathan.

Sex? Was für ein Albtraum.

Und wegen all dem war Jonathans Knackarsch jetzt auf dem Weg nach Chicago, wurde Texas im Rückspiegel immer kleiner, lieferte Tangerine Dream den Soundtrack für die Autobahnfahrt und bekämpften die Pillen die Kopfschmerzen, die glühende Stangen durch seinen Schädel bohrten. Er grübelte über das Ende. Den Schmerz, den Amanda ihm mit einem Blick oder mit ihrem andauerndem Schweigen zufügen konnte.

›Akzeptier den Job‹, hatte sie ihm gesagt. ›Natürlich solltest du das tun. Na los, geh und amüsier dich mit Bash.‹ Jonathan meinte, den Hammer fallen zu hören. ›Du wirst es doch so oder so tun, richtig? Du kannst da wahrscheinlich etwas Geld verdienen, also warum nicht? So kommst du wenigstens von mir weg, wo ich doch so eine Furie bin.‹

Es gab Zeiten, da drängte die bittere Gewissheit in ihrer Stimme ihn dazu, unkontrolliert zuzuschlagen. ›Na ja.‹ Er hatte mit den Achseln gezuckt, immer noch frustriert. ›Und was wird aus dir?‹

›Was soll schon aus mir werden? Mach dir meinetwegen nur keine Gedanken.‹ Ihr Ton sagte: *Du hast es wieder mal vermasselt, du Niete. Du hättest fragen sollen, was wird aus UNS? Siehst du. Es ist dir im Grunde wirklich egal.* Sie konnten so gut vorhersagen, was der andere tun würde. Warum war das nicht etwas Positives, etwas Gesundes, Verbindendes? Warum war es stattdessen eine so vernichtende Waffe?

Chicago bot Arbeit, Chicago bot Distanz.

Jeffrey Holdsworth Chalmers Tessier – von den New-Orleans-Tessiers – war massig und breitschultrig, mit riesigen Vorderzähnen und einem Vollbart. Seine Augen strahlten in einem

weichen Goldbraun, leuchtend, durchdringend und immer damit beschäftigt, Daten in seinen mentalen Videorekorder zu speichern. Er war freiberuflicher Grafiker, redete pausenlos und war Jonathans bester Freund, seit sie sich 1977 bei einem Filmclubtreffen an der Universität das erste Mal begegnet waren. Jonathan hatte ernsthaft Architektur studiert, während Jeffrey einfach die Zeit totschlug, bis sein Stipendium auslief. Irgendwann bei all seinen Frauengeschichten und Poolbilliardspielen blieb der Name Bash an ihm hängen. Er pflegte immer noch sorgfältig seinen ausgeprägten Südstaatenakzent. Er hatte Jonathan gesagt, das mit Amanda sei eine »Schande«. Was Bash anging, so kamen die Frauen, und sie gingen auch wieder, aber da waren dann immer auch andere Frauen, und so wie das Universum in ordentlichen Bahnen weiterlief, so konnte sich Jonathan immer an Bashes großer Schulter ausweinen.

Männerfreundschaften waren wichtig in Bashes Version unserer Welt. Und eine Kinovorstellung von *The Man Who Would Be King* oder von *Heartbreakers* mit Nick Mancuso und Peter Coyote war seine Vorstellung von Glück. In Bashes Definition vom Leben gab es keine Ehe, keine Kinder, keine Krankenversicherungen und bestimmt nicht die Gefahr, zu einem Arschgesicht zu werden. Solche Begriffe existierten da einfach nicht.

»Mach dich da aus dem Staub. Lass dir 'ne Briefmarke auf dein rosiges Arschloch kleben, und dann sollen sie dich hierher schicken. Dann kannst du mir helfen, 'nen Teil von Capras Kohle abzuwacken, Kleiner.« Er redete immer so. »Ich bin hier gut im Geschäft bei Rapid O'Graphics, gut genug, um meinen beträchtlichen Einfluss und meinen noch viel größeren persönlichen Charme spielen zu lassen. Gott, du hast den Job, wenn ich das sage. Betrachte es als deinen ersten Schritt auf der großen Leiter des Lebens, der Schritt von Ronald McDonald zu Dom Perignon.«

Bash hatte sogar die Busfahrkarte aus eigener Tasche bezahlt.

Jonathan war kein Computerverkäufer. Zumindest darin waren er und Amanda sich einig gewesen. Ihm gefiel die Idee, bei Rapid O'Graphics anzufangen, als Schützling von jemandem, der so groß und so laut und so polternd war wie Bash. Für den Augenblick hatte er genug von Frust und Asche.

Es gab aber ein bestimmtes Ereignis, an das sich Jonathan erinnerte. Ein Ereignis, auf das er zeigen und sagen konnte, dies hat uns irreparabel auseinandergebracht, ein fieses und boshafte Ereignis, das sich wie eine ätzende Chemikalie durch seine Erinnerungen fraß und die Gefühle herausbrannte.

Der Greyhound rollte immer weiter nördlich, an einer Kleinstadt nach der anderen vorbei, auf dem Sprung über die Grenze eines neuen Staates.

Der Kopfschmerz legte ich immer noch lähmend über Jonathans Sicht. Er schloss die Augen und verhalf sich so zu seiner privaten Nacht. Eine Träne rollte seine Wangenknochen hinunter. Er dachte noch einmal an das Schrecklichste, das er Amanda angetan hatte, der Frau, die er immer noch liebte.

### 3.

Cruz schaffte es gerade noch zum Geländer, um zu sehen, wie Chiquita eines der Sonnenschirmtischchen zertrümmerte, Gesicht voran, fünf Stockwerke tiefer. Sie landete gut drei Meter neben dem Pool. Bis zu dem Augenblick, in dem er sah, wie sich ihr Gehirn über die Sonnenterrasse verteilte, hätte er geschworen, sie hätte gar keines.

Solange er lebte, würde Cruz sie noch Tausende Male fallen sehen. In seinen Ohren knackte es fortwährend, und er hatte Kopfschmerzen.

Über das Kabinenmikro verkündete Flugkapitän Falstaff von der Eastern Airlines den Passagieren der 737, dass sie